

Achim Landwehr (Hrsg.)

Diskursiver Wandel

# Interdisziplinäre Diskursforschung

Herausgegeben von

Reiner Keller, Achim Landwehr, Wolf-Andreas Liebert, Martin Nonhoff

Seit Mitte der 1990er Jahre hat sich im deutschsprachigen Raum in den Geschichts-, Sprach- und Politikwissenschaften, in der Soziologie und in angrenzenden Disziplinen eine lebendige und vielfach vernetzte Szene der diskurstheoretisch begründeten empirischen Diskurs- und Dispositivforschung entwickelt. Die interdisziplinäre Reihe trägt dieser neuen interdisziplinären Aufmerksamkeit Rechnung. Sie bietet ein disziplinenübergreifendes Forum für die Entwicklung der Diskurstheorien sowie der empirischen Diskurs- und Dispositivforschung und stärkt dadurch deren Institutionalisierung. Veröffentlicht werden

- thematisch zusammenhängende inter- und transdisziplinäre Bände, die sich mit ausgewählten Theorien, Methodologien und Themen der Diskurstheorie sowie der empirischen Diskurs- und Dispositivforschung beschäftigen;
- disziplinspezifische Monographien und Diskussionsbeiträge, die theoretische, methodologische und methodische Reflexionen sowie Forschungsergebnisse aus einzelnen Disziplinen bündeln; und
- herausragende Theorie- und Forschungsmonographien.

Achim Landwehr (Hrsg.)

# Diskursiver Wandel

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17579-9

# Inhaltsverzeichnis

## Einleitung

*Achim Landwehr*

Diskurs und Wandel

Wege der Historischen Diskursforschung ..... 11

## 1 Gefüge

*Peter-Paul Bänziger*

Konstellationen und Koalitionen im Sprechen über Aids in den 1980er Jahren ..... 31

*Sonja Palfner*

Gen-Werden – Gen-Wandel? ..... 53

*Reiner Keller*

Wandel von Diskursen – Wandel durch Diskurse

Das Beispiel der Umwelt- und Risikodiskurse seit den 1960er Jahren ..... 69

*Désirée Schauz*

Diskursiver Wandel am Beispiel der Disziplinarmacht

Geschichtstheoretische Implikationen der Dispositivanalyse ..... 89

## 2 Praktiken

*Hilmar Schäfer*

Eine Mikrophysik der Praxis – Instanzen diskursiver Stabilität

und Instabilität im Anschluss an Michel Foucault ..... 115

*Debora Gerstenberger*

Überwache und herrsche?

Polizei und diskursiver Wandel im luso-brasilianischen Reich (1808–1820) ..... 133

*Silke Kurth*

„Quod me mihi detrahis?“ oder das Antlitz der Agonie

Personalisierung des Mythos und künstlerische Transformation

des Körperdiskurses im frühneuzeitlichen Italien ..... 155

*Gesa Bluhm*

Diskursiver Wandel und der Raum des Politischen ..... 177

### **3 Erweiterungen**

*Marian Füssel/Tim Neu*

*Doing Discourse*

Diskursiver Wandel aus praxeologischer Perspektive ..... 213

*Tim Karis*

Foucault, Luhmann und die Macht der Massenmedien

Zur Bedeutung massenmedialer Eigenlogiken für den Wandel des Sagbaren ..... 237

### **4 Infragestellungen**

*Ulrike Klöppel*

Foucaults Konzept der Problematisierungsweise und die Analyse

diskursiver Transformationen..... 255

*Felix Krämer/Nina Mackert*

Wenn Subjekte die Krise bekommen

Hegemonie, Performanz und Wandel am Beispiel einer

Geschichte moderner Männlichkeit ..... 265

*Ute Lotz-Heumann*

Wie kommt der Wandel in den Diskurs?

Der Kurort und der Wandel der Landschaftswahrnehmung in der Sattelzeit ..... 281

### **5 Medien**

*Hendrik Pletz*

Diskursiver Wandel und technische Praxis

Differenzierende Wiederholung im medialen Dispositiv des Videorekorders ..... 311

*Martin Wengeler/Alexander Ziem*

„Wirtschaftskrisen“ im Wandel der Zeit

Eine diskurslinguistische Pilotstudie zum Wandel von Argumentationsmustern und

Metapherngebrauch ..... 335

*Ruth Wodak*

The Politics of Exclusion: The Haiderisation of Europe ..... 355

---

**Fazit***Achim Landwehr*

Abschließende Betrachtungen: Kreuzungen, Wiederholungen, Irritationen, Konflikte .... 377

Zusammenfassung der Beiträge/English Abstracts ..... 385

Autorinnen und Autoren..... 397

## **Einleitung**

# Diskurs und Wandel

## Wege der Historischen Diskursforschung

*Achim Landwehr*

### 1 Was bisher geschah

Foucault und die Geschichtswissenschaft – ein Thema, das bereits viele Seiten gefüllt hat (exemplarisch: Eder 2006; Epple 2004; Martschukat 2002; Maset 2002; Peukert 1991). Das Verhältnis der Person zum Fach und des Fachs zur Person war lange ein gespanntes, und ist auch heute noch nicht ganz frei von Komplikationen. Den Unbedarften muss das auf den ersten Blick verwundern. Liest man die umfangreicheren Studien von Foucault, seine großen Bücher zur Klinik, zum Wahnsinn, zur Ordnung der Dinge, zum Gefängnis, zur Sexualität und zur Selbstsorge,<sup>1</sup> so müsste man annehmen, dass diese Arbeiten, die sich zu einem wesentlichen Teil historischen Themenfeldern widmen, in der Geschichtswissenschaft auf positives Interesse gestoßen sein sollten. Dass dem nicht (immer) so war, ist inzwischen vielfach ausgeführt worden, bedarf an dieser Stelle trotz allem noch einmal der Rekapitulation, um die Motivation für das Zustandekommen dieses Sammelbandes zu verdeutlichen.

Was bisher geschah: Mit eher typischer Verspätung haben die Geschichtswissenschaften in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren Diskussionspunkte aufgegriffen, die in anderen Disziplinen bereits zum selbstverständlichen Arsenal wissenschaftlichen Handwerkszeugs geworden waren. Es handelt sich um die üblichen Verdächtigen: *linguistic turn*, Postmoderne, Poststrukturalismus und – natürlich – Diskurstheorie. Mit einer Aufgeregtheit, die ihrerseits schon wieder historisch zu nennen ist, wurde von denjenigen, die sich überhaupt für solche geschichtstheoretischen Probleme interessierten, nicht selten das Ende des Abendlandes, zumindest aber der Untergang von Geschichte als Wissenschaft vorhergesehen und ausgerufen. Ironisch auf den Punkt gebracht hat diese Befürchtungen Peter Schöttler mit dem Titel seines Aufsatzes „Wer hat Angst vor dem *linguistic turn*?“ (Schöttler 1997).

Die Details müssen an dieser Stelle nicht wiederholt werden, das wäre in ihrer Gesamtheit wenig ersprießlich. Daher für diejenigen, die mit diesen geschichtswissenschaftlichen Preziosen nicht allzu vertraut sind, einige illustrierende Schlaglichter – das *Best-Of* aus dieser Grundsatzdebatte, wenn man so möchte:

Lawrence Stone veröffentlichte 1991 in der Zeitschrift „Past & Present“ einen Aufsatz, in dem er tatsächlich behauptete, dass die Geschichtswissenschaft in ihrem wissenschaftlichen Status gefährdet sei, weil die Realität inzwischen als ebenso imaginiert gelte wie das Imaginäre, und insbesondere Literaturwissenschaften, Linguistik und Ethnologie nur noch symbolische und semiotische Dimensionen kultureller Produkte gelten lassen würden und

---

1 Zumindest zu einem größeren Teil nun handlich verfügbar in einer einbändigen Ausgabe der Hauptwerke bei Foucault 2008.

Sprache als dasjenige Medium ansähen, das Wirklichkeit konstruiere. Durch diese Entwicklungen, so sein Fazit, stelle sich die Frage, ob Geschichte nicht eine vom Aussterben bedrohte Art sei (Stone 1991).

Natürlich wurde in entsprechenden Zusammenhängen immer wieder der Satz Jacques Derridas zitiert, dass es kein Text-Äußeres gebe (Derrida 1996: 274). Dieser Satz hat, wie Jürgen Martschukat richtig bemerkte, „mittlerweile den Charakter einer Teufelsbeschwörung erlangt“ (Martschukat 2000: 60) – ohne, und das muss kaum betont werden, damit dem Denken Derridas auch nur annähernd gerecht zu werden. Verwendet wurde dieser Satz beispielsweise auch in einem Aufsatz von Ernst Hanisch über die Beziehung von Geschichtswissenschaft und Literatur unter dem Vorzeichen des *linguistic turn*: Das „postmoderne Gerede“ – so Hanisch – propagiere die „Abwesenheit von Standpunkten“. „Das Heil wird in der Zersplitterung, im Torsohaften gesucht. Eine Hierarchie des Relevanten und weniger Relevanten soll es nicht geben. Die Bausteine einer sozialwissenschaftlich inspirierten Geschichtswissenschaft, Struktur – Prozeß – Ereignis – sozialer Wandel, werden negiert; Tiefendimensionen verflachen zu flirrenden Oberflächen.“ Linguisten, Semiotiker und Literaturwissenschaftler spielten dabei eine besonders unheilvolle Rolle. „Sprache wird dabei als ein selbstregulierendes System von Zeichen verstanden, das auf keine außersprachliche Welt deutet, aber in sich hierarchisch ist. Sprache ist ein Teil des Machtdiskurses.“ Führende Vertreter des *linguistic turn* seien dem Satz Derridas gefolgt, dass es hinter dem Text keine Welt gäbe (Hanisch 1996: 212–217).

Manche Beschreibungen nahmen den Tenor einer Kriegsberichtserstattung an. Richard J. Evans schrieb mit Blick auf postmoderne Theoretiker: „An den Toren des Faches [Geschichte] treiben sich intellektuelle Belagerer mit deutlich feindlichen Absichten herum.“ Er beobachtete eine „Invasion benachbarter Disziplinen“ und währte sich bedroht von „fremden Mächten“ sowie „einfallenden Horden von Semiotikern, Poststrukturalisten, ‚neuen Historisten‘, Foucaultianern, Lacanianern.“ (Evans 1999: 17 f.)

Es ist vielleicht ernüchternd festzustellen, dass gleichzeitig in anderen Disziplinen die Diskussion mit umgekehrten Vorzeichen verlief. Die Bestürzung mancher HistorikerInnen angesichts des Einflusses der Literatur- und Sprachwissenschaft auf ihr Fach fand sich spiegelbildlich in deren Diskussionen wieder. Der Präsident der amerikanischen *Modern Language Association* stellte 1986 angesichts des wachsenden Einflusses des *New Historicism* mit Sorge fest, dass „die Literaturwissenschaft in den vergangenen paar Jahren eine plötzliche, beinah umfassende Wende weg von der Theorie im Sinne einer Orientierung an Sprache als solcher und entsprechend hin zur Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Politik, zu Institutionen, klassen- und geschlechtsspezifischen Bedingungen, sozialem Kontext und materiellem Unterbau vollzogen“ habe (zit n. Montrose 1995: 60).

Höhepunkt polemischer Ausfälle sind die Äußerungen des Bielefelder Sozialhistorikers Hans-Ulrich Wehler, die in einer solchen Blütenlese nicht fehlen dürfen. Unter HistorikerInnen sind sie bereits zu so etwas wie geflügelten Worten geworden. Wehler ist ohne Zweifel immer ein dankbarer Anknüpfungspunkt, wenn es um zugespitzte akademische Debatten geht, aber im Fall seines Streits mit einem Abwesenden – Michel Foucault war bereits 14 Jahre zuvor verstorben – ließ er kaum etwas aus. Er warf Foucault vor, „ein intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer ‚Rattenfänger‘ für die Postmoderne“ zu sein. Dabei versäumte er auch nicht, Foucaults persönlichen Lebenswandel zum Gegenstand der Kritik zu machen. Er warf ihm unter anderem vor, einen

Selbstmordversuch begangen, im Kalifornien der 1970er Jahre LSD-Trips ausprobiert und das Aids-Risiko bewusst in Kauf genommen zu haben sowie in San Francisco an sadomasochistischen Praktiken beteiligt gewesen zu sein. Außerdem ist Wehler der Ansicht, dass jede Interpretation von Foucaults Arbeiten die Homosexualität ihres Autors zu berücksichtigen habe (Wehler 1998: 88–91). Eine Rezension fand dann auch die passende Formel für diese martialische Argumentation: „In den Staub mit allen Feinden Bielefelds“ (Tauber 1999). Eher ungewollt belegt Wehler damit, wie sehr er selbst in seinem Denken und Schreiben in den Fängen eines Sexualitätsdiskurses steckt. Schließlich funktionieren seine Vorwürfe gegen Foucault nur, weil er – gemeinsam seinem impliziten Leser – eine „normale“ Sexualität und einen „normalen“ Lebenswandel vor Augen hat, vor deren Hintergrund das Leben Foucaults als eine einzige Abweichung erscheinen muss.

In entsprechenden Debatten kamen also all diejenigen Mittel zum Einsatz, welche die akademische Streitkultur auszeichnen: Es wurden Popanz aufgebaut, Gruppenzugehörigkeiten konstruiert, Argumente unterstellt, Vorverständnisse und Vorurteile bemüht, zuweilen auch Beleidigungen ausgeteilt und Positionen der Gegenpartei nur aus zweiter oder dritter Hand wahrgenommen. Es ist unmittelbar einsichtig: Womit wir es hier zu tun haben, war über gewisse Strecken keine wissenschaftliche Debatte, sondern wissenschaftliche Polemik auf zugleich höchstem und niedrigstem Niveau. Hier ging es nicht um den Austausch wissenschaftlicher Argumente, sondern um die Kollision unterschiedlicher Welt- und Menschenbilder, die kaum zur Deckung zu bringen waren. Beispielsweise zu behaupten, der Diskurs würde durch den *linguistic turn* an die Stelle der Wirklichkeit gesetzt (Welskopp 1998: 175), unterstellt eine simplifizierende Sicht der Dinge. Dieses Argument ist ebenso stichhaltig, als wollte man behaupten, die historische Sozialwissenschaft sei davon überzeugt, ihre Statistiken bildeten Realität ab, ja würden diese sogar ersetzen.

Aber dieser Sammelband soll nicht dazu dienen, sich gegenseitig die Narben aus vergangenen Auseinandersetzungen vorzuführen. Wie allgemein bekannt, hat sich die Situation inzwischen merklich entkrampft. Wenn der Eindruck nicht gänzlich täuscht, dann ist die teils hysterische Diskussion mit der Wende zum neuen Jahrtausend einem nüchterneren Ton gewichen. Wehlers Ausfälle erscheinen wie das letzte empörte Aufstoßen, bevor die große Familie der Geschichtswissenschaften die Zumutungen der Postmoderne, der Historischen Diskursforschung und der „Neuen Kulturgeschichte“ endgültig verdaut hatte. Wir können daher an dieser Stelle der hoffnungsfroh gestimmten Einschätzung von Jürgen Martschukat folgen, die er im „Foucault-Handbuch“ zur Lage der Rezeption der Diskurstheorie und allem damit in Zusammenhang Stehendem durch die Geschichtswissenschaft geäußert hat. Er sieht nämlich seit etwa einem Jahrzehnt einen veränderten Umgang mit dem Werk Foucaults als dem weiterhin wichtigsten diskurstheoretischen Stichwortgeber obwalten. Eine bemerkenswerte Selbstverständlichkeit im Umgang mit Foucault und seinem Begriffsinstrumentarium habe Einzug gehalten:

„Insbesondere eine jüngere Generation Historiker/innen tritt unbefangener und unbeschwerter von den wissenschaftspolitischen Gefechten der Vergangenheit an Foucaults Texte heran, und aus vereinzelt Universitätsseminaren und Arbeitsgruppen haben Konzepte wie Diskursanalyse, Mikrophysik der Macht, Subjektivierung und Gouvernementalität *peu à peu* Einzug in alle möglichen Arten von Qualifikationsarbeiten und wissenschaftlichen Publikationen gefunden.

Man versucht nun, eher mit Foucault als über Foucault zu arbeiten, und dies häufig mit einer Selbstverständlichkeit, die die Referenz auf den ‚Meisterdenker‘ etwa im Titel der Arbeit entbehrlich macht. Während es eine Zeit lang Mode war, die Diskurs- und Kulturgeschichte als Mode abzutun und zu betonen, dass nicht überall, wo Foucault drauf steht, auch Foucault drin sei, kann man heute eher sagen, dass nicht überall, wo Foucault drin ist, auch Foucault drauf steht.“ (Martschukat 2008: 321)<sup>2</sup>

In der Tat scheint sich die Situation zu entkrampfen. Man muss sich nicht mehr – wie mir selbst bei mehr als einer Gelegenheit geschehen – dem Vorwurf ausgesetzt sehen, dass man mit der Historischen Diskursforschung auch problemlos die Shoah leugnen könne. Diskurse in historischer Perspektive zu untersuchen, gewinnt einerseits mehr Freunde, andererseits verlieren die Gegner an Bissigkeit – und vielleicht auch das Interesse am Gegenstand. Mit den Kategorien von Thomas S. Kuhn könnte man sagen, dass die Diskursgeschichte auf dem Weg zur Normalwissenschaft ist (Kuhn 1997).

Nachdem sich der Rauch des Kampfgetümmels verzogen hat und man die Situation nun etwas entspannter betrachten kann, werden aber auch die Probleme sichtbar, die bisher übersehen oder gar verdrängt wurden, soll heißen: Die wirklichen inhaltlichen Schwierigkeiten verlangen nun Aufmerksamkeit. Und diese Probleme reichen meines Erachtens wesentlich tiefer als die mehr oder minder ideologischen Auseinandersetzungen darüber, ob Diskurstheorie und Diskursanalyse nun das Ende des Abendlandes und insbesondere seiner Wissenschaft einläuten oder nicht. Gerade von diesen – wie ich denke: noch ungelösten – Schwierigkeiten schleppt die Historische Diskursforschung einige mit sich herum.

## 2 Wie geht es weiter?

Wie ist es also um die Historische Diskursforschung bestellt, und was ist in Zukunft zu tun? Um dies halbwegs angemessen beantworten zu können, muss zunächst noch einmal in gebotener Knappheit die Frage umrissen werden, welche die Diskursforschung umtreibt (vgl. Sarasin 1994: 33). Daher von meiner Warte nochmals ein paar Stichworte, wodurch sich die Historische Diskursforschung auszeichnet: Ausgehend von einem grundsätzlichen Konstruktionscharakter soziokultureller Wirklichkeit fragen diskurshistorisch orientierte Arbeiten nach den Arten und Weisen, wie im historischen Prozess Formen des Wissens, der Wahrheit und der Wirklichkeit hervorgebracht werden. Als geregelte und untrennbar mit Machtformen verbundene Ordnungsmuster lassen sich Diskurse dabei keineswegs auf sprachliche Formen reduzieren, sondern beinhalten prinzipiell jegliches Element soziokultureller Wirklichkeit. Es gibt keine Aussage, kein Medium, keine Praxis, keinen Gegenstand etc., die nicht zur

---

2 Dieser von Martschukat völlig richtig beschriebene Umstand einer „fehlenden“ Betitelung diskurstheoretisch inspirierter Arbeiten macht es beispielsweise zunehmend schwierig, einen Forschungsüberblick über das Feld der Historischen Diskursforschung zu geben, geschweige denn einen Sammelband zum Thema „Diskursiver Wandel“ zu organisieren, da man außerhalb des eigenen Interessensgebietes nur eher zufällig auf entsprechende Arbeiten stößt.

Konstituierung mindestens eines Diskurses beitragen würden.<sup>3</sup> Deshalb ist es meines Erachtens auch kaum weiterführend, diskurshistorische Arbeiten immer wieder durch allfällige Dichotomien diskreditieren zu wollen, heißen diese nun Diskurs vs. Subjekt oder Diskurs vs. Praxis. Diskurse zu untersuchen, muss zwangsläufig bedeuten, mehrere Ebenen im Blick zu behalten, da Diskurse sowohl produktiv als auch restriktiv wirken, da sie das Ergebnis von Strukturierungen sind und ihrerseits Strukturen hervorbringen (Landwehr 2008).

Wirft man einen Blick auf die konkreten Forschungsarbeiten, die in diesem Zusammenhang entstehen, so lassen sich bestimmte thematische Schwerpunktsetzungen nicht übersehen. Diese bewegen sich vielfach immer noch oder immer wieder in den Bahnen, die bereits durch Foucault vorgezeichnet wurden. Themenbereiche wie die Wissenschaften, Sexualität, Geschlechterverhältnisse, Strafpraktiken und -institutionen finden sich immer noch als prominente Gegenstände, wenn es um konkrete Anwendungen der Historischen Diskursforschung geht. Auch der vorliegende Sammelband legt davon Zeugnis ab und ist insofern durchaus ein Ausweis für den Status quo des Forschungsfeldes. Wohlgermerkt, die Historische Diskursforschung hat sich ohne Frage stark aufgefächert, so dass man keineswegs von einer völligen Vereinseitigung sprechen kann. Aber hinsichtlich dominierender Tendenzen kann auch nicht geleugnet werden, dass die bereits von Foucault beschrittenen Wege immer wieder präferiert begangen werden.

Das Problem dieser thematischen Bevorzungen besteht darin, dass die Historische Diskursforschung dadurch in die Gefahr gerät, als exklusives Untersuchungsinstrumentarium für eben solche Themen angesehen zu werden. Gemäß ihres Selbstverständnisses kann der Historischen Diskursforschung aber nicht daran gelegen sein, auf diese Art und Weise marginalisiert zu werden beziehungsweise sich sogar selbst an den Rand zu stellen. Sie will und muss vielmehr als Analyseinstrument für alle nur denkbaren Themenbereiche in Anschlag gebracht werden. Es ist daher nicht einzusehen, weshalb es beispielsweise nicht deutlich mehr Untersuchungen zu den Themen Wirtschaft, Recht, Technik oder Religion gibt.

Aber es sind nicht nur bestimmte thematische Schwerpunktsetzungen, die der Historischen Diskursforschung zu schaffen machen, auch die Ausblendung oder zumindest die (noch) zu geringe Beachtung einiger basaler Dimensionen scheint mir ein Problem zu sein. Am besten bestellt ist es wohl um den Zusammenhang von Diskurs und Raum (Glasze/Mattisek 2009), der aber auch trotz *spatial turn* wahrlich noch nicht ausreichend ausgeleuchtet ist. Auch der Zusammenhang von Diskurs und Bild hat in jüngerer Zeit etwas mehr Aufmerksamkeit erfahren (Maasen/Mayerhauser/Renggli 2006), aber auch diese Diskussion steckt noch in den Kinderschuhen. Sodann wäre an die Relationen zwischen Diskurs und Materialität zu denken, die zwar in einigen Bereichen der Wissenschaftsforschung thematisiert werden,<sup>4</sup> aber noch zahlreiche Möglichkeiten bereit halten.

Und nicht zuletzt haben wir es mit dem Thema zu tun, das diesem Sammelband als Richtschnur dient, nämlich den Zusammenhang von Diskurs und Zeit (vgl. Michon 2002). Unter all den zahlreichen Möglichkeiten, denen man sich unter diesem Begriffspaar zuwenden könnte,

---

3 Dass das Verhältnis von Diskurs und Praxis innerhalb der Diskursforschung ein intensiv diskutiertes und keineswegs eindeutig geklärt ist, verdeutlichen auch die Beiträge dieses Bandes. Dieses Problem wird in einzelnen Ansätzen durchaus unterschiedlich behandelt und wird auch nochmals in den abschließenden Betrachtungen zu diesem Band aufgegriffen.

4 Zu denken ist hier vor allem an die Arbeiten von Bruno Latour.

will sich dieser Sammelband der Frage widmen, wie sich Wandel in Diskursen und Wandel durch Diskurse denken und untersuchen lässt – denn damit ist ein Problemzusammenhang benannt, der einen der genannten blinden Flecke der Historischen Diskursforschung darstellt.

### 3 Diskursiver Wandel

Wenn sich die Diskursforschung in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion also nun so weit etabliert hat, dass sie ihre Qualitäten in einem umfänglicheren Sinn unter Beweis stellen muss, und wenn diskurshistorische Ansätze sowohl in theoretisch-methodischer Hinsicht als auch in der empirischen Arbeit zu zeigen haben, dass sie neue Fragen generieren und etablierte Problemstellungen auf andere Weise beantworten können, dann kann die Frage nach dem diskursiven Wandel nicht außen vor bleiben. Dass in einer zutiefst historischen Kategorie, wie derjenigen des Diskurses, Wandel vonstattengeht, steht außer Zweifel. Aber wie lässt sich dieser Wandel einerseits denken und konzipieren, andererseits in empirischen Studien analysieren und darstellen, wenn die Diskurstheorie etablierte Motoren historischer Veränderungen (wie geschichtsmächtig handelnde Subjekte und alles überwölbende Strukturen) zumindest in ihrer Vereinseitigung verabschiedet hat? Diskurstheoretische Überlegungen halten zu Recht Abstand von einseitigen Antworten dieser Art. Aber wo ist dann die Veränderung zu verorten?

Dieses Problem ermöglicht es historisch arbeitenden Menschen, ihre spezifischen Fähigkeiten in die disziplinübergreifende Debatte um die Diskursforschung einzubringen. Zu den vielen Kompetenzen, die sich diese Personengruppe anmaßt, gehört nicht zuletzt diejenige, Wandel und Veränderungen auf der Zeitschiene beschreiben und erklären zu können. Und gerade hier scheint mir im weiten Feld der Diskursforschung noch ein offenes Problem zu lauern. Vor diesem Hintergrund können die leitenden Fragestellungen dieses Sammelbandes folgendermaßen zusammengefasst werden:

- Wie und mit welchen Begriffen lassen sich die zeitlichen Dimensionen von Diskursen fassen und thematisieren?
- Wie kann diskursiver Wandel methodisch konzipiert und mit welchen konkreten Untersuchungswerkzeugen analysiert werden?
- Wie gestalten sich die Übergänge von diskursiven Formationen oder Aussageereignissen?
- Wie werden in Diskursen überhaupt innovative Prozesse in Gang gesetzt, was trägt umgekehrt zur Persistenz von Aussagen bei?
- Wer sind die entscheidenden „Motoren“ für den Wandel in Diskursen? Sind es Subjekte, hegemoniale Konflikte, gouvernementale Strategien? Oder gibt es diese „Motoren“ überhaupt nicht mehr?
- Welche Bedeutung hat Interdiskursivität für diskursive Veränderungen?
- Inwieweit sind Begriffe wie Archäologie, Genealogie, Emergenz, Genese oder (Re)Produktion hilfreich, um den Wandel in Diskursen zu erfassen?
- Und schließlich: Wie kann das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Genealogie beschrieben werden, also der Einreihung der Geschichtswissenschaft in den diskursiven Wandel und die Wiederbeschreibung desselben?

Erst die jüngere Wissenschaftsgeschichte des Themenfeldes – die weit davon entfernt ist, tatsächlich schon als Wissenschaftsgeschichte aufgearbeitet zu sein – macht in Kombination mit dem Befund über den aktuellen Stand der Historischen Diskursforschung deutlich, vor welchem Hintergrund ein Sammelband zum Thema des diskursiven Wandels seine Berechtigung hat. Dieses Thema läuft sowohl in den theoretischen Erörterungen wie auch in den empirischen Studien als gewissermaßen unproblematisch mit, kann und muss aber nun, da so etwas wie eine Konsolidierungsphase der Historischen Diskursforschung eingesetzt hat, stärker reflektiert werden, um die Aussagemöglichkeiten des Ansatzes zu untermauern. Die Notwendigkeit einer solchen Behandlung wird noch deutlicher, wenn man sich die inhaltlichen Schwierigkeiten näher besieht, die nicht wenige HistorikerInnen im Umgang mit Foucaults Ansatz hatten (und haben?).

Foucault hat – wie könnte es anders sein – mit unterschiedlichen Begriffen gearbeitet, um Wandel und Veränderung zu thematisieren. Mit dem Stichwort des „Bruchs“ versuchte er vor allem auf wissenschaftstheoretische beziehungsweise wissenschaftshistorische Veränderungen aufmerksam zu machen. Gemeint sind damit „eine ganze Reihe plötzlicher Veränderungen im Bereich der Beobachtungstatsachen“ der Wissenschaften. Hier kann sich zeigen, dass es unter Umständen in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum „zu einer beträchtlichen Veränderung“ in den Theorien, den Begriffen und den Beobachtungsobjekten kommt. Es geht darum, „dass der Blick, das Verhältnis zu den Dingen [sich verändert hat]. Und nochmals, das geschieht in Form eines Bruchs“ (Foucault 2003: 527). Foucault wollte den Begriff des Bruchs aber explizit auf das Gebiet der Wissenschaften beschränken: „Aber all das gilt nur für den wissenschaftlichen Diskurs, nur dort finden wir diese Erscheinung. Solche plötzlichen Veränderungen sind eine Besonderheit der Wissenschaftsgeschichte. Auf anderen Gebieten finden wir solche plötzlichen Veränderungen nicht.“ (Foucault 2003: 528)

Die Beiträge dieses Bandes zwingen nicht nur dazu, Zweifel an der Behauptung anzumelden, dass sich solche Brüche ausschließlich in der Wissenschaftsgeschichte beobachten lassen, sondern fordern noch grundsätzlicher dazu heraus, die Kategorie des Bruchs überhaupt in Frage zu stellen. Anstatt aber bereits an dieser Stelle in eine vertiefte Diskussion einzusteigen, die im Fazit des Sammelbandes nochmals aufgegriffen werden soll, ist auf die Parallelen zwischen der Kategorie des Bruchs und Thomas S. Kuhns „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ hinzuweisen (Kuhn 1997). Diese Parallelen sind nur zu offensichtlich und lassen sich – ohne direkte Einflüsse konstruieren zu müssen – auch biographisch belegen (Foucault 2002: 293).

Eng verwandt mit dem Bruch ist der Begriff der Diskontinuität, wobei letzterer jedoch einen weniger radikalen Wandel indiziert. Während der Bruch innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin dazu führen kann, dass sich deren Identität gänzlich ändert, dass man also im Nachhinein unter Umständen nicht mehr angeben kann, wovon in einer vorhergehenden historischen Formation die Rede war, verweist der Begriff der Diskontinuität – ebenfalls für den Bereich der Wissenschaften – auf etwas anderes. Es geht nicht so sehr um wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungen, deren Ergebnis in einer gänzlichen Neukonstituierung einer Disziplin bestünde, sondern um unvorhergesehene Entwicklungsschübe. Was die Diskontinuität auszeichnet, „ist die plötzliche Herausbildung bestimmter Wissenschaften ‚aus dem Nichts‘, ist die extreme Geschwindigkeit bestimmter unerwarteter Fortschritte, die Distanz zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und ‚Alltagsgebrauch‘“ (Foucault 2003: 559).

*Marian Füssel* und *Tim Neu* unterstreichen in ihrem Beitrag, welchen Affront Foucaults Denken in Diskontinuitäten für die etablierte Geschichtswissenschaft darstellte. Das hängt zum einen mit Foucaults unmissverständlicher Weigerung zusammen, Ursprünge, Anfänge oder Wurzeln von Entwicklungen und Phänomenen zu benennen, da diese nur zu einem wenig stichhaltigen „Eigentlichkeits“-Denken führen würden, das immer schon weiß, was historisch „eigentlich“ von Bedeutung war. Mit einer solchen Identifizierung von Ursprüngen (der Moderne, der Industrialisierung, der Freiheit, der westlichen Demokratie etc.) verbindet sich ein wesentliches Selbstverständnis der historischen Wissenschaften, nämlich Identifikationsangebote zu machen. „Die Geschichte“ soll nicht als amorpher, unübersichtlicher und letztlich anonymer Prozess dem Menschen als gänzlich unverständlich gegenüberstehen, sondern soll transformiert werden in „unsere Geschichte“, aus der ersichtlich wird, wie und warum sich mehr oder weniger zwangsläufig der Zustand „herausgebildet“, ja „entwickelt“ hat, den wir heute (er-)leben. Am deutlichsten lassen sich die Auswirkungen dieses Kontinuitätsdenkens anhand derjenigen historischen Phänomene beobachten, die keine unmittelbare Verbindung mit unserer eigenen Gegenwart aufweisen (beziehungsweise bei denen eine solche Verbindung nicht hergestellt wird) und die folgerichtig als Skurrilitäten, Abweichungen, Fehlentwicklungen oder einfach als Antiquitäten in die historische Besenammer entsorgt werden können. Diesem Kontinuitätsdenken verweigert sich Foucault. Stattdessen sollte durch die historische Arbeit etwas ganz anderes geleistet werden, nämlich eine radikale Infragestellung lieb gewonnener Selbstverständlichkeiten. Ein solches Unterfangen kann, ja muss wohl zu Irritationen führen, was die teils harschen Reaktionen seitens mancher HistorikerInnen verständlich macht.

Sowohl Bruch als auch Diskontinuität werden in gewisser Weise durch den Begriff des Ereignisses überwölbt. Ereignisse können laut Foucault mit plötzlicher Heftigkeit auftreten, können aber auch von mittlerer oder längerer Dauer sein. Eine Schlacht oder eine Erfindung gelten ebenso als Ereignis wie eine Epidemie, die Äußerungen eines Arztes oder die Durchsetzung von Geld als Zahlungsmittel. Wichtig ist, dass es kein schöpferisches und geniales Subjekt mehr gibt, das für diese Ereignisse verantwortlich zeichnen würde. Ereignisse haben zwar ihre Autoren und ihr Datum, aber mit deren Nennung ist noch nichts erklärt. Ereignisse haben viel komplexere Bedingungen als die Bezeichnung ihres Auftretens und der zugehörigen Personen – es handelt sich um Schnittpunkte unterschiedlicher Geschwindigkeiten und Entwicklungen (Ruoff 2007: 109–111).

Aber wieso, so bleibt zu fragen, kommt es zu einem diskursiven Bruch, zu einer Diskontinuität, zu einem verändernden Ereignis ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt oder in jener historischen Phase? Wieso sind ausgerechnet diejenigen Menschen und Gruppen involviert, die darin involviert sind? Wieso findet dieser Wandel ausgerechnet in den institutionellen und räumlichen Kontexten statt, in denen er stattfindet? Darauf findet man bei Foucault zumindest im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext wenig Antworten. Im Zusammenhang seines Entwurfs der Genealogie, in welcher der Diskurs an soziale Praktiken und die Macht gebunden wird und es auch zur Untersuchung anderer als nur wissenschaftlicher Institutionen kommt, lassen sich Ross und Reiter deutlicher benennen.

Am nächsten kommen wir Foucaults Vorstellung von Veränderung wohl mit dem Begriff der Transformation. Wenn Diskontinuität und Bruch Verlaufsformen für einschneidende Veränderungen sind, dann ist die Transformation der beschreibende Modus, der diese Veränderung

erfasst. Mit der Transformation soll gewissermaßen eine „reine“ Beschreibung ermöglicht werden, die sich gegen einen bestimmten Umgang mit dem Thema der Veränderung in der Geschichtswissenschaft richtet. Sein Anliegen, so Foucault, sei es

„die abstrakte, allgemeine und monotone Form des ‚Wandels‘, in der man so gern das Aufeinanderfolgen denkt, durch die Analyse *unterschiedlicher Transformationstypen* zu ersetzen. Dies impliziert zwei Dinge: alle alten schwammigen Formen der Kontinuität einklammern, durch die man üblicherweise das wilde Faktum der Veränderung abschwächte (Tradition, Einfluss, Denkgewohnheiten, große mentale Formen, Zwänge des menschlichen Geistes), und im Gegenteil hartnäckig die ganze Heftigkeit der Differenz hervortreten lassen: akkurat den Unterschied feststellen. Ferner alle psychologischen Erklärungen der Veränderung in Klammern setzen (das Genie der großen Erfinder, die Krisen des Bewusstseins, das Auftreten einer neuen Form des Geistes); und mit der allergrößten Sorgfalt die Transformationen zu definieren, die die Veränderung: ich sage nicht provoziert, sondern *konstituiert* haben. Mit einem Wort, das Thema des *Werdens* (allgemeine Form, abstraktes Element, erste Ursache und universeller Effekt, konfuse Vermischung des Identischen und des Neuen) durch die Analyse der Spezifität der *Transformationen* zu ersetzen“ (Foucault 2001: 864; Hervorhebungen im Original).

Bei allen Vorbehalten, die Foucault in diesem Zitat gegen den Begriff des Wandels erhebt, soll im Rahmen dieses Sammelbandes doch daran festgehalten werden, weil er gerade nicht mit einem kontinuierlichen, teleologischen, gar organischen „Werden“ verwechselt werden kann, sondern als Synonym für Transformation durchaus taugt.

Dadurch ergibt sich auch eine Anschlussmöglichkeit an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, bei denen sich diskursiver Wandel möglicherweise noch deutlicher verorten lässt, nämlich in der Pluralität des Sozialen. Der Raum des Politischen ist demnach durch den Versuch gekennzeichnet, hegemoniale Positionen auszubilden – ein Versuch, der nach Laclau und Mouffe zumindest insofern zum Scheitern verurteilt ist, als das Soziale niemals abgeschlossen, der Diskurs niemals beendet, Bedeutung niemals letztgültig fixiert werden kann. Demokratie muss sich also durch Pluralität auszeichnen, um eben dieses Abschließen von Diskursen und die Hegemonialstellung einiger Weniger zu verhindern. Aus der permanenten Auseinandersetzung um die diskursive Verfasstheit des Sozialen und des Politischen resultiert dann nahezu zwangsläufig dessen permanente Veränderung und Veränderbarkeit: Wandel also als Ergebnis gesellschaftlicher Auseinandersetzungen (Laclau/Mouffe 2000). Mit dieser Betonung der sozialen und politischen Fundierung ist ein Aspekt angesprochen, dem man im gesamten Feld der Historischen Diskursforschung wie auch in der spezielleren Frage nach dem diskursiven Wandel gebührende Aufmerksamkeit zukommen lassen sollte (Landwehr 2003), da sich nicht zuletzt hier der strukturiert-strukturierende Charakter von Diskursen zeigt, Wirkungen auszuüben und gleichzeitig Einwirkungen ausgesetzt zu sein (vgl. Veyne 2009: 116–121).

Ein weiterer selbstreflexiver Gedanke soll in der Debatte um Wandel, Veränderung, Transformation und deren spezifische historische Konzeptualisierung nicht unterschlagen werden – denn nicht zuletzt das ist es ja, was Diskurstheorie immer wieder interessant macht, der Zwang, sich auch selbst zu befragen. Dieses selbstreflexive Moment betrifft die Art und Weise der historischen Betrachtung selbst. Wir haben es nämlich nicht nur mit der Historischen Diskursforschung als einer Vorgehensweise zu tun, sondern ebenso mit Ge-

schichte als einer dominierenden Diskursformation. Wenn also nach diskursivem Wandel gefragt wird, darf nicht vergessen werden, dass und in welcher Form man sich damit bereits in einem diskursiven Zusammenhang bewegt. Insbesondere in der westlichen Welt reihen sich die Diskurse im „Modus der Geschichte“ aneinander (Foucault 2001: 766). Die Tatsache, dass Geschichte ein dominanter abendländischer Diskurs ist, hat auf die Konstitution von Diskursen erheblichen Einfluss. Wir müssen, so denke ich, also immer auch das Problem der Historizität aufwerfen, das in der vermeintlich selbstverständlichen Frage nach dem Wandel von Diskursen steckt.

Dass wir uns dabei in einem Dilemma befinden, ist nicht zu übersehen. Denn die Frage, warum man sich überhaupt dem Problem diskursiven Wandels zuwenden sollte, ja warum man überhaupt Diskurse unter historischer Perspektive in den Blick nehmen sollte, kennt eine zunächst recht offensichtliche Antwort: weil Diskurse keine andere Grundlage haben als ihre eigene Historizität. Arbeitet man sich Schicht um Schicht durch Diskurse, dann tauchen an ihrem Grund eben keine Naturgesetze, keine göttlichen Einflüsse, keine genialischen Eingebungen oder sonstiges auf, sondern dann wird nichts weiter sichtbar als ihre historische Konstitution. Der Unerbittlichkeit der Historizität, wie Ulrich Brieler es so treffend zum Ausdruck gebracht hat, ist nicht zu entkommen (Brieler 1998). Zu bedenken bleibt jedoch, dass wir mit einer solchen Einsicht nicht das Außen jeglicher Diskursivität erreicht hätten, nicht den letztgültigen Standpunkt, der uns im Meer diskursiver Verschiebungen festen Boden unter den Füßen garantieren würde. Nein, mit einer solchen Feststellung befinden wir uns mitten im nächsten, so ungemein mächtigen Diskurs, nämlich der historischen Organisation soziokultureller Wirklichkeitsproduktion, wie sie sich das Abendland zu Eigen gemacht hat. Eine spezifisch *historische* Annäherung an das Thema des diskursiven Wandels erfordert daher immer einen internen Verfremdungseffekt, verlangt die Arbeit an einer selbstreflexiven Ethnologie (Gehring 2004: 148).

#### 4 Die Beiträge des Bandes

Herausgeber von Sammelbänden sollten sich in Einleitungen zu denselben nicht selbst loben. Ich komme trotzdem nicht umhin, es als eine besondere Qualität dieses Bandes anzusehen, dass es gelungen ist, viele unterschiedliche theoretische Perspektiven mit Blick auf das gestellte Problem zu versammeln (von der Diskurstheorie und Wissenssoziologie über die Systemtheorie bis zur Praxeologie), diverse disziplinäre Zugänge zu bündeln (von der Geschichtswissenschaft über die Soziologie und Linguistik bis zur Medienwissenschaft und Kunstgeschichte; die Theologie nicht zu vergessen, die zumindest auf der Tagung mit einem Vortrag vertreten war<sup>5</sup>) und verschiedene Gegenstände zu behandeln (von Texten über Bilder und Praktiken bis zu Filmen). Ich kann dieses Verdienst guten Gewissens rühmen, ohne mich des Eigenlobs schuldig zu machen, denn dass es zu dieser produktiven Vielfalt kam, ist kaum auf mich zurückzuführen, sondern dem Engagement der Beitragenden geschuldet.

---

5 Bernhard Schneider (Trier) hielt einen Vortrag über „Katholische Armut- und Armenfürsorgediskurse in Deutschland zwischen Spätaufklärung und dem Sieg des Ultramontanismus (ca. 1800–1850)“. Vgl. Schneider 2009.

Ein *Call for Papers* traf auf interessierte Leser und ließ dieses stimmige Kaleidoskop von Aufsätzen entstehen.

Der Frage nach dem diskursiven Wandel versuchen die Beiträge dieses Bandes auf unterschiedliche Art und Weise auf den Grund zu gehen. Dabei werden sowohl theoretische wie auch empirische Zugänge und inhaltlich sehr disparate Themenbereiche gewählt. Für den Aufbau und die Fragestellung dieses Bandes spielt es zunächst jedoch eine geringere Rolle, ob im Einzelnen die Theorie oder die Empirie im Vordergrund steht, ob es um die Technik des Videorekorders oder um die Verlegung einer Hauptstadt auf einen anderen Kontinent geht. Dass historischer Wandel in Diskursen und durch Diskurse stattfindet, ist eine Prämisse, die allen Beiträgen vorausgeht. Problematisch erscheint viel eher, die Form und den Ort und damit auch den theoretischen Stellenwert diskursiven Wandels dingfest zu machen. Hierauf werden zum einen strukturelle Antworten gegeben, die diskursiven Wandel vor allem auf bestimmte Konstellationen oder besser: Gefüge zurückführen. Zum anderen machen einige Beiträge auf die Bedeutung von Praktiken in diesem Zusammenhang aufmerksam. Eine dritte Gruppe bemüht sich um die Erweiterung der vornehmlich von Foucault geprägten Diskurstheorie durch andere theoretische Angebote. Viertens versuchen sich einige AutorInnen an der Infragestellung von manchen lieb gewonnenen und möglicherweise auch allzu selbstverständlich gewordenen Vorannahmen, und fünftens wird diversen Medien als Ort diskursiven Wandels größere Beachtung geschenkt. Wohlgermerkt, die Beiträge lassen sich keinesfalls auf diese Stichworte reduzieren, legen aber jeweils einen besonderen Schwerpunkt auf diese Aspekte bei der Thematisierung diskursiven Wandels.

#### 4.1 Gefüge

*Peter-Paul Bänziger* konzentriert sich auf die Veränderungen, denen das Reden über Aids in den 1980er Jahren unterworfen war. Anhand von Beispielen und Debatten aus der Schweiz stellt er eine diskursive Verschiebung von „Risikogruppen“ zu „Risikopraktiken“ fest. Es ging also nicht mehr um bestimmte Personengruppen wie Homosexuelle oder Drogenabhängige, die im Zentrum des Interesses standen, sondern man wandte sich nun stärker bestimmten sexuellen Praktiken zu. Als verantwortlich für diesen Wandel benennt *Bänziger* ein Gefüge aus Diskursen (beispielsweise über Homo- und Heterosexualität) und AkteurInnen (Medien, Gruppen von Betroffenen, staatliche und wissenschaftliche Institutionen), das sowohl im Zusammenspiel seiner Elemente wie auch im Kontext einer neuen Sozialpolitik wirksam werden konnte.

Mit einer Fragestellung, die in beinahe schon „klassischer“ Manier an die wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten Michel Foucaults zur Klinik und zum Wahnsinn anschließt, geht *Sonja Palfner* der Frage nach, wie sich Gene mit einem solchen Forschungsansatz denken lassen. *Palfner* untersucht das Gefüge aus Institutionen, Praktiken und Redeweisen, die in ihrer gegenseitigen Verflechtung die diskursive Ordnung „Brustkrebs-Gen“ sagbar und sichtbar werden lassen. Das Gen wird demnach nicht als existierende Universalie vorausgesetzt, sondern die Bedingungen der Möglichkeit seines Erscheinens werden problematisiert.

Auch *Reiner Keller* bettet seine Untersuchung zum Wandel von Risiko- und Umweltdiskursen seit den 1960er Jahren in ein Gefüge ein, das sich aus der Relationierung von

Diskursen, Ereignissen und sozialen Akteuren ergibt. Vor diesem Hintergrund leistet er zweierlei: einerseits die Beschreibung diskursiven Wandels als eines Binnengeschehens, andererseits als eines Vorgangs, der durch Diskurse im sozialen Raum des Nicht-Diskursiven initiiert wird. Es sind komplexe Phänomenkonstellationen, die demnach den Anstoß zu Wandlungsprozessen geben. Diskursintern beschreibt *Keller* Wandlungen von Risiko- und Umweltdiskursen, zum Beispiel die Verschiebung von einer sozialen Bewegung „von unten“ zu einer institutionalisierten Politikform „von oben“ oder den Einzug neuer Schlagworte wie „Nachhaltigkeit“. Als Herausforderer in etablierten Politik- und Deutungsfeldern sind Umwelt- und Risikodiskurse in der Lage, die weitere Diskurslandschaft zu verändern, indem sie Wissen und Politik auf neuartige Weise verknüpfen, neue Sprecherpositionen ausbilden oder zu einer Transnationalisierung entsprechender Debatten führen.

*Désirée Schauz* thematisiert in ihrem Beitrag zur Disziplinarmacht, die sie anhand der Geschichte des Gefängnisses im 19. und 20. Jahrhundert exemplifiziert, mit dem Dispositiv dasjenige Verständnis von Gefüge in Foucaultscher Terminologie, das schon seit geraumer Zeit für Aufmerksamkeit sorgt (Bührmann/Schneider 2008). Mit dieser Denkfigur wird bekanntermaßen ein Ensemble bezeichnet, das „Diskurse und nicht-diskursive Praktiken sowie materielle Ausformungen mit einer gemeinsamen strategischen Ausrichtung einem spezifischen Machtmechanismus zuordnet“, wie *Schauz* es auf den Punkt bringt (S. 89). Ihr Anliegen ist es einerseits, den Dispositivbegriff über die bisher bereits etablierten Diskussionen in den Sozialwissenschaften vor allem für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen. Mit Hilfe eines solcherart reformulierten Ansatzes ist es ihr andererseits möglich, mit Foucault über Foucault hinauszudenken, und zwar sowohl was den Dispositivbegriff als auch was die Geschichte des Gefängnisses als Disziplinaranstalt betrifft.

#### 4.2 Praktiken

*Hilmar Schäfer* unterzieht sich in seinem Beitrag über die Frage diskursiver Stabilität und Instabilität nicht nur der dankenswerten Aufgabe, einleitend nochmals werkgeschichtlich das Problem diskursiven Wandels nachzuzeichnen, wie es sich im Œuvre Michel Foucaults – immer wieder variierend – darstellt. Dabei macht er auf die Verschiebungen aufmerksam, die sich vom Foucault der Archäologie, der ein verhältnismäßig statisches Diskurskonzept voraussetzte, zum Foucault von „Sexualität und Wahrheit“ ergaben, der durch die Kombination zahlreicher divergierender Wissensformen mit dem Machtkonzept zu einem variableren Diskursverständnis gelangte. *Schäfer* kommt es vor allem auf das Konzept des „unterworfenen Wissens“ an, das von Foucault zwar knapp und nur theoretisch benannt, jedoch empirisch nicht ausgeführt wurde. Unter anderem mit Verweis auf den späten Wittgenstein plädiert *Schäfer* für die Stärkung einer Position Foucaults, die zuweilen übersehen wird und die auf ein Verständnis von Diskursen als einem Konglomerat vielfältiger Praktiken hinausläuft. Ohne die praxeologische Komponente muss das Diskurskonzept demnach unzureichend bleiben. Insbesondere mit Blick auf den späten Foucault und dessen Beschäftigung mit den Technologien des Selbst gelingt es Schäfer, eine „Mikrophysik der Praxis“ ausfindig zu machen.

*Debora Gerstenberger* wählt eine interessante Forschungsstrategie, um der Frage nach dem diskursiven Wandel auf den Grund zu gehen. Sie untersucht dessen Gegenteil, soll heißen:

Sie betrachtet Praktiken, die gerade verhindern sollten, dass diskursiver Wandel stattfindet. Auf diese Art und Weise können gewissermaßen *ex negativo* die Antriebskräfte diskursiven Wandels identifiziert werden. Historischer Hintergrund ihrer Untersuchung ist eine wichtige Phase in der Geschichte Portugals und Brasiliens an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Nachdem das Königreich Portugal seine Hauptstadt 1807 unter dem Druck Napoleons nach Brasilien verlegt hatte und damit erstmals in der Geschichte der europäischen Expansion eine Kolonie zum Sitz einer Kolonialmacht wurde, musste dieses außergewöhnliche imperiale Gebilde nicht nur aufrecht erhalten werden, sondern sich auch gegen Unabhängigkeitsbestrebungen in Brasilien behaupten. Der Diskurs, der die Legitimität portugiesischer Kolonialherrschaft stützen sollte, war im frühen 19. Jahrhundert in steter Gefahr. Gerstenberger konzentriert sich auf die Techniken und Institutionen, durch die eine Instabilität des Diskurses verhindert und sein Wandel gerade *nicht* zugelassen werden sollte. Nicht nur Gedrucktes, sondern auch Gesprochenes erschien dabei zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Rio de Janeiro als gefährlich für die öffentliche Ordnung.

Die Bildwissenschaft und die Diskurstheorie sind in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung immer noch etwas zurückhaltend. Offensichtlich immer noch bestehende Berührungsängste sind deswegen umso bedauerlicher, weil bildliches Material für diskurshistorisches Arbeiten von eminenter Bedeutung ist (oder sein könnte) und die Historische Diskursforschung unter Umständen auch die eine oder andere Anregung für kunstgeschichtliches Arbeiten parat hielt. Wie sich eine solche Kooperation ausgestalten könnte, zeigt exemplarisch der Beitrag von *Silke Kurth*. Darin wird in einem Längsschnitt der Wandel von Darstellungspraktiken aufgezeigt, der sich an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert vollzog. Mit Blick auf Bilder, die im frühneuzeitlichen Italien Körperstrafen im Rahmen antiker Mythen thematisierten, gelingt es *Kurth*, diskursive Bedeutungsverschiebungen vom Bestrafungs- zum Leidensmotiv aufzuzeigen. Während vom Spätmittelalter bis in das 17. Jahrhundert hinein der gequälte Körper ein Träger zeitübergreifender Ideen war, die vor allem auf die göttliche Bestrafung der menschlichen Hybris hinausliefen, wurde es seit dem 17. Jahrhundert möglich, das menschliche Leiden während der Martern in seiner Individualität darzustellen, ohne es in einer höheren Sinnstiftung aufzulösen. Hier sind es also malerische Praktiken, die daran beteiligt sind, ein anderes Körperverständnis zu (re-)produzieren.

Mit Blick auf die politische Arena unternimmt es *Gesa Bluhm*, den transnationalen Kommunikationsraum zu untersuchen, in dem sich nach 1949 ein Diskurs über die so genannte deutsch-französische (oder französisch-deutsche) Freundschaft entwickelt hat. *Bluhm* fasst ihr Vorgehen im Rahmen einer Kulturgeschichte des Politischen, versteht Diskurse mithin als (Un-)Ordnungsleistungen, in und mit denen über die Konstitution des Politischen gerungen wird. Mit Betonung der strukturiert-strukturierenden Form von Diskursen rücken im Bereich des Politischen Praktiken und Akteure in den Blickpunkt, um auf diese Weise die soziale Dimension von Diskursen angemessen berücksichtigen zu können.

### 4.3 Erweiterungen

*Marian Füssel* und *Tim Neu* nehmen ein Problem zum Ausgangspunkt ihrer Ausführungen, das nicht zuletzt dem Band in seiner Gesamtheit als Orientierung dient, dass nämlich selbst

dann, wenn man der Foucaultschen Prämisse der Diskontinuität folgen will, bei Weitem noch nicht klar ist, wie sich dieselbe genauer bestimmen lässt. Bei Foucault selbst lassen sich nur Spurenelemente eines ausgearbeiteten Diskontinuitätsbegriffs finden, so dass diskursiver Wandel weiterhin erklärungsbedürftig bleibt (womit einmal mehr der grundlegende Anlass für das Erscheinen dieses Bandes benannt wäre). *Füssel* und *Neu* beschreiten den Lösungsweg über Erweiterungen. Nicht nur die Stärkung einer Position des dezentrierten Subjekts spielt hierbei eine Rolle, sondern vor allem die Hinwendung zu einer Praxeologie, wie sie von Pierre Bourdieu und Michel de Certeau formuliert worden ist. Die Autoren machen die Schnittstelle, das „Interface“ zwischen Macht und Wissen, als denjenigen Ort aus, an dem eine produktive Überblendung von Diskursen und Praktiken möglich wird. Darüber hinaus benennen sie Aneignungsstrategien, Wiederholungsstrukturen und Positionskämpfe nicht nur als Konkretisierungen des „Interface“, sondern auch als „Motoren“ diskursiven Wandels.

Foucault und Luhmann, die beiden „Großmeister“ aktueller Theoriedebatten, die jeweils auf ihre Weise die kultur- und sozialwissenschaftlichen Grundlagendiskussionen enorm befruchtet haben, miteinander zu kreuzen, geschieht hier nicht zu ersten Mal.<sup>6</sup> *Tim Karis* unternimmt einen solchen Vorstoß von medienwissenschaftlicher Warte. Dabei wird eine eklektische Umgangsweise mit den beiden Theorieangeboten im besten Sinne des Wortes angestrebt, insofern die Summe tatsächlich mehr sein soll als die Addition der einzelnen Teile. *Karis* gelingt dies, indem er auf das historische Problem diskursiven Wandels zielt und dabei Schwachstellen sowohl auf Foucaultscher wie auf Luhmannscher Seite ausmacht. Während auf Seiten der Diskurstheorie ein unterkomplexes Verständnis, wie überhaupt eine nicht ausreichende Behandlung von Medien konstatiert wird, ist auf der anderen Seite die Systemtheorie nicht in der Lage, dem Faktor „Macht“ ausreichenden Raum zu geben. Überhaupt gelingt es der Systemtheorie laut *Karis* nicht, das Weshalb und das Wann historischer Transformationen hinreichend zu erklären. Er will demgegenüber nicht nur die massenmedialen Eigengesetzlichkeiten in den Vordergrund rücken, sondern – systemtheoretisch gesprochen – deren Realitätskonstruktionen als gesellschaftliche Selbstbeschreibung koppeln mit – diskurstheoretisch gesprochen – ihren spezifischen Machtmechanismen.

#### 4.4 Infragestellungen

*Ulrike Klöppel* nimmt sich in ihrem Beitrag zweier Gegenstände an. Einerseits geht es ihr, wie anhand des Titels bereits deutlich wird, um Foucaults Konzept der Problematisierungsweise, das sich zwar nicht in Form einer geschlossenen Abhandlung erhalten hat, aber aufgrund verstreuter, wenn auch nicht immer eindeutiger Bemerkungen rekonstruieren lässt. Problematisierungen sind entscheidende strategische Interventionen in einem Feld sozialer Konflikte, anhand derer sich das Ineinandergreifen von Veränderung und Stabilisierung von Diskursen aufzeigen lässt. Auch Bourdieu hat darauf hingewiesen, wie entscheidend die Macht zur Benennung von Problemen ist (z. B. Bourdieu 1995: 19). Andererseits wendet sich *Klöppel* zur Exemplifizierung dieses konzeptuellen Gegenstandes dem weidlich diskutierten

---

6 2004 erschien beispielsweise ein Themenheft der Zeitschrift „kultuRRevolution“ unter dem Titel „Foucault mal Luhmann: Welche Produkte?“ (Heft 47, hg. v. Jürgen Link und Rolf Parr).

Phänomen des Hermaphroditismus zu und kann es mit Hilfe von Foucaults Problematisierung einer neuen Deutung unterziehen. Demnach wird Hermaphroditismus nicht nur von der Medizin, sondern auch von den *Queer* und *Gender Studies* als gewissermaßen natürliches Faktum vorausgesetzt, wenn es letzteren auch nicht um die operative „Vereindeutigung“ des Geschlechts, sondern um die Diskussion kultureller Geschlechterrollen auf dem Rücken des Hermaphroditen geht. Für *Klöppel* ist es hingegen hilfreicher und weiterführender, den Blick auf die Entstehung des „Problems Hermaphroditismus“ zu richten, um dem Phänomen gerecht zu werden.

Die Infragestellung, die *Felix Krämer* und *Nina Mackert* in ihrem Beitrag vornehmen, betrifft sowohl in theoretischer wie in empirischer Hinsicht die Verknüpfung von Krise und Männlichkeit um 1900. Einerseits unterwerfen sie den Krisenbegriff einer Reformulierung. Dieser bezeichnet nach ihrem Dafürhalten gerade nicht das, wofür er üblicherweise gehalten wird, nämlich die Instabilität vormals stabiler Verhältnisse, sondern zeigt mittels hegemonie-theoretischer Umdeutung genau in die Gegenrichtung: „Krisen“ sind keine Anzeichen einer zerfallenden Hegemonie, sondern dienen zu deren Stützung, indem sie beispielsweise ein vermeintlich besseres „Früher“ evozieren. Periodisch proklamierte „Krisen“ der Männlichkeit, die im 20. Jahrhundert mehrfach konstatiert wurden, haben also in wesentlich stärkerem Maß die Funktion, das Regime zu stützen, welches sie als gefährdet beschreiben. Allein schon die Möglichkeit, eine bestimmte Sprecherposition einzunehmen und von ihr aus eine „Krise“ auszurufen, weist in eben diese Richtung. Es ist laut *Krämer* und *Mackert* also nicht die Ausrufung von Krisen, die wichtige Hinweise für die Thematisierung diskursiven Wandels geben kann, da diese – ganz im Gegenteil – eher für diskursive Stabilität spricht, vielmehr identifizieren sie die Kreuzung von Hegemonie und Performanz, wie sie am Krisenbeispiel zum Ausdruck kommt, als eine wichtige Schaltstelle diskursiven Wandels.

Der Beitrag von *Ute Lotz-Heumann* hätte sich auch den Stichworten des Gefüges oder der Praktiken zuordnen lassen, erscheint aber nicht zuletzt aufgrund seiner Infragestellung gängiger Meinungen über die Landschaftswahrnehmung und deren Veränderung in diesem Abschnitt am rechten Ort, da es entsprechende Neujustierungen sind, welche die Qualität der Historischen Diskursforschung erweisen können. *Lotz-Heumann* wendet sich auf der Basis der Auswertung eines breit gefächerten historischen Materials der Landschaftskonstruktion im Kontext von Badeorten während des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu. Ihre Ergebnisse zeigen die Verschiebungen und Verzögerungen in der Landschaftswahrnehmung um 1800, was insbesondere aufgrund interdiskursiver Verbindungen zwischen Formen der Raumkonstruktion und Auffassungen zur Diätetik erklärbar wird.

#### 4.5 Medien

Die wechselseitige Verknüpfung von technischer Praxis und diskursivem Wandel am Beispiel des Videorekorders steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Hendrik Pletz*. In theoretischer Hinsicht geht es um die Formulierung einer Position, die ein anderes, und das soll heißen: gleichwertiges Verhältnis von Diskurs- und Mediengeschichte postuliert. Beide Bereiche bedingen sich laut *Pletz*, da jedes Medium (mindestens) einem Diskurs unterliegt, Diskurse aber auch unweigerlich Medien unterworfen sind. Dieses Wechselverhältnis erscheint umso

wichtiger, weil Diskurs und Medium sich gegenseitig in ihrer Unauffälligkeit, ja Unsichtbarkeit bestärken können, das heißt dass sie im erfolgreichen Fall gerade dadurch Macht ausüben, dass sie gar nicht mehr bemerkt werden. *Pletz* konkretisiert diese Ausgangsthese anhand des Umgangs mit Videorekordern und Videofilmen in den 1980er Jahren, wobei insbesondere bei der umstrittenen Gattung der Horrorvideos die Differenz offensichtlich wird zwischen dem Reden und Schreiben über diese Filme auf der einen Seite und dem Konsum durch die NutzerInnen auf der anderen Seite.

In ihrem vergleichenden Beitrag zur Konstruktion von Wirtschaftskrisen in der Bundesrepublik in den Jahren 1982 und 2003 behandeln *Martin Wengeler* und *Alexander Ziem* Medien mindestens in einem doppelten Sinn: Einerseits geht es ihnen um Sprache als zentralem Medium der Weltverständigung, andererseits stehen in einem sehr konkreten Sinn Printmedien im Mittelpunkt ihrer Analyse. Ihr Beitrag, der in ein umfassenderes Forschungsprojekt eingebettet ist, folgt einer These, die durchaus Parallelen zum Beitrag von *Krämer* und *Mackert* und deren Behandlung von Männlichkeitskrisen aufweist. Auch *Wengeler* und *Ziem* gehen nämlich davon aus, dass Krisendiskurse weniger Anzeichen für Infragestellungen bestehender Verhältnisse sind, sondern als unhinterfragte Rechtfertigungsinstanzen für politische Entscheidungen dienen. Durch Explizierung von Topoi und Metaphern, die in solchen Krisendebatten regelmäßig bemüht werden, können methodische Möglichkeiten aufgezeigt werden, diskursiven Wandel deutlich zu machen.

Mit Blick auf den europäischen Rechtspopulismus, wie er sich im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts darstellt, geht *Ruth Wodak* dem Problem nach, dass und wie eine Abwendung des rechten Randes des politischen Spektrums vom Neofaschismus und dessen Hinwendung zu einem rechten „Populismus“ gerade nicht dazu geführt hat, rassistische und antisemitische Diskurse zu reduzieren, sondern diese im Gegenteil zu intensivieren. Am Beispiel der Situation in Österreich stellt *Wodak* die Frage nach dem Wandel rassistischer und antisemitischer Diskurse seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Auch ihr geht es um die mediale Komponente rassistischer Konstruktionen, wobei neben der Untersuchung sprachlicher Rhetorik auch der visuellen Rhetorik gleichwertige Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.

## 5 Danksagung

Die Entstehung dieses Bandes verdankt sich nicht zuletzt einem schlechten Gewissen. Auf einer interdisziplinären Tagung zum Stand der Diskursforschung in Augsburg im Oktober 2007 wurden die (nicht allzu zahlreich) anwesenden HistorikerInnen aufgefordert, von ihrer Seite stärker zu dieser interdisziplinären Debatte beizutragen. Schuldbewusst kamen *Franz X. Eder* (Wien) und ich in einer Vortragspause an einem Kaffeetisch zusammen und entwarfen in Windeseile einige mögliche Themen. *Jürgen Martschukat* (Erfurt) und *Philipp Sarasin* (Zürich) erklärten sich dankenswerterweise bereit, diese Bemühungen zu unterstützen. Untereinander wurde verabredet, eine Reihe von Tagungen zu Stand und Perspektiven der Historischen Diskursforschung zu organisieren. Eine erste Verwirklichung dieser Anstrengungen halten Sie gerade in Händen. Und während ich dies schreibe, laufen gerade die letzten Vorbereitungen für eine Folgetagung in Zürich im Mai 2010. Ich möchte daher zunächst *Franz X. Eder*, *Jürgen Martschukat* und *Philipp Sarasin* für die gemeinsame Arbeit danken.

Diesem Band ging eine Tagung voraus, die am 26. und 27. März 2009 auf Schloss Mickeln in Düsseldorf stattfand. Die Durchführung der Tagung wäre ohne die großzügige Förderung durch der *Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf* nicht möglich gewesen. Die tatsächliche Durchführung der Tagung lag auf zahlreichen Schultern. *Kristina Dille, Silvia Osada, Dennis Slobodian* und vor allem *Nina Schaffrin* haben für eine perfekte Organisation und einen einwandfreien Ablauf gesorgt. Ihnen sei an dieser Stelle nochmals mein herzlicher Dank ausgesprochen! Zum inhaltlichen Gelingen der Tagung haben an erster Stelle die Vortragenden entscheidend beigetragen, sodann aber auch die vielen Interessierten und Diskutierenden, die den Tagungsraum vor eine echte Kapazitätsbelastung stellten. Das Interesse an der Veranstaltung war deutlich größer als von uns im Vorhinein erwartet.

Bei der Erstellung des Sammelbandes hat *Matthias Mader* maßgeblich mitgewirkt. Ihm möchte ich ebenso danken wie meinen Mitherausgebern der Reihe „Interdisziplinäre Diskursforschung“ *Reiner Keller, Wolf-Andreas Liebert* und *Martin Nonhoff* für die Aufnahme des Bandes in diese Reihe.

## Literatur

- Baßler, Moritz (Hg.) (1995): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1995): *Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*. Frankfurt a. M.
- Brieler, Ulrich (1998): *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*. Köln/Weimar/Wien
- Bühmann, Andrea D./Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. Bielefeld
- Derrida, Jacques (1996): *Grammatologie*. 6. Aufl. Frankfurt a. M.
- Eder, Franz X. (Hg.) (2006): *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden
- Epple, Angelika (2004): *Wahrheit, Macht, Subjekt. Historische Kategorien im Werk Michel Foucaults*, in: Jaeger/Straub (2004): 416–429
- Evans, Richard J. (1999): *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt a. M./New York
- Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hg.) (1991): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2001): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 1: 1954–1969*, hg. v. Daniel Defert/François Ewald. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2002): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 2: 1970–1975*, hg. v. Daniel Defert/François Ewald. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2003): *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 3: 1976–1979*, hg. v. Daniel Defert/François Ewald. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2008): *Die Hauptwerke*. Frankfurt a. M.
- Gehring, Petra (2004): *Foucault. Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a. M./New York
- Glazse, Georg/Mattissek, Annika (Hg.) (2009): *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. Bielefeld
- Hanisch, Ernst (1996): *Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur*, in: Hardtwig/Wehler (1996): 212–230
- Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.) (1996): *Kulturgeschichte Heute*. Göttingen
- Jaeger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hg.) (2004): *Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart/Weimar
- Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.) (2008): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart/Weimar
- Kuhn, Thomas S. (1997): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 14. Aufl. Frankfurt a. M.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2000): *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. 2. Aufl. Wien

- Landwehr, Achim (2003): Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen, in: Archiv für Kulturgeschichte 85: 71–117
- Landwehr, Achim (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt a. M.
- Maasen, Sabine/Mayerhauser, Torsten/Renggli, Cornelia (Hg.) (2006): Bilder als Diskurse – Bilddiskurse. Weilerswist
- Martschukat, Jürgen (2000): Ein Freitod durch die Hand des Henkers. Erörterungen zur Komplementarität von Diskursen und Praktiken am Beispiel von „Mord aus Lebens-Überdruß“ und Todesstrafe im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Historische Forschung 27: 53–74
- Martschukat, Jürgen (Hg.) (2002): Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt a. M./New York
- Martschukat, Jürgen (2008): Geschichtswissenschaften, in: Kammler/Parr/Schneider (2008): 320–330
- Maset, Michael (2002): Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung. Frankfurt a. M.
- Michon, Pascal (2002): Strata, Blocks, Pieces, Spirals, Elastics and Verticals: Six Pieces of Time in Michel Foucault, in: Time & Society 11: 163–192
- Montrose, Louis (1995): Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, in: Baßler (1995): 60–93
- Peukert, Detlef J. K. (1991): Die Unordnung der Dinge. Michel Foucault und die deutsche Geschichtswissenschaft, in: Ewald/Waldenfels (1991): 320–333
- Ruoff, Michael (2007): Foucault-Lexikon. Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge. Paderborn
- Sarasin, Philipp (1994): Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive, in: WerkstattGeschichte 7: 31–41
- Schneider, Bernhard (Hg.) (2009): Konfessionelle Armutsdiskurse und Armenfürsorgepraktiken im langen 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.
- Schöttler, Peter (1997): Wer hat Angst vor dem linguistic turn?, in: Geschichte & Gesellschaft 23: 134–151
- Stone, Lawrence (1991): History and post-modernism, in: Past & Present 131: 217 f.
- Tauber, Christine (1999): In den Staub mit allen Feinden Bielefelds, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Mai 1999
- Veyne, Paul (2009): Foucault. Der Philosoph als Samurai. Stuttgart
- Wehler, Hans-Ulrich (1998): Die Herausforderung der Kulturgeschichte. München
- Welskopp, Thomas (1998): Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 24: 173–198

# **1 Gefüge**

# Konstellationen und Koalitionen im Sprechen über Aids in den 1980er Jahren\*

Peter-Paul Bänziger

## 1 Einleitung

Eine der zentralen Veränderungen in der Geschichte von Aids in den achtziger Jahren war die Verschiebung des Fokus von den „Risikogruppen“ zu den „Risikopraktiken“ (Bänziger 2010b). Seit der Mitte des Jahrzehnts galt das Interesse immer weniger der Frage, was eine Person ist; als relevant betrachtet wurde nun, was jemand tut. „Das Risiko liegt primär nicht in der Anzahl Deiner Partner, sondern hängt von den Sexpraktiken ab“, schrieb beispielsweise die Aids-Hilfe Schweiz (AHS). Es ging nun, mit anderen Worten, beispielsweise nicht mehr um die „Homosexualität“ von Männern, die Sex mit anderen Männern hatten, sondern um die konkreten sexuellen Handlungen, die eine Person ausführte; die „sexuelle Identität“ hingegen spielte keine Rolle mehr. Aus staatlicher Sicht wurde dabei vor allem eine „effizientere“ Eindämmung der Epidemie angestrebt, während es sich für die Betroffenen auch um den Kampf gegen die in der Frühzeit häufigen Stigmatisierungen handelte, die nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Rede von „Risikogruppen“ standen. Gerade in Bezug auf „die Homosexuellen“ war diese Tendenz besonders stark gewesen, konnte sie sich doch auf eine lange Tradition heteronormativen Denkens und Handelns stützen. Die angeblich besondere Gefährdung von Männern mit gleichgeschlechtlichen sexuellen Beziehungen wurde hier mit älteren Vorstellungen über deren „abnormale“ Merkmale und Umgangsformen rhetorisch verknüpft (Bamert 2000: 17).<sup>2</sup>

Im Anschluss an die Fragestellung des vorliegenden Bandes, wie sich „diskursiver Wandel“ beschreiben lasse, möchte ich im Folgenden über die bloße Feststellung hinausgehen, dass es zu einer Veränderung kam. Ich werde stattdessen untersuchen, unter welchen Umständen es zu der erwähnten Verschiebung im Sprechen über Aids und der damit einhergehenden Neuausrichtung des Umgangs mit der Problematik kam. Zu diesem Zweck zeige ich am Fall der Schweiz auf, in welchem diskursiven Umfeld welche Akteurinnen und Akteure an der Debatte über Aids beteiligt waren. Ich argumentiere, dass der Wandel nicht einfach auf einzelne Institutionen oder zufällige Verschiebungen innerhalb der diskursiven Formationen

---

\* Ich danke Julia Stegmann (Berlin) für ihre kritischen Kommentare sowie Jens Elberfeld (Bielefeld), Sabine Jenzer, Eveline Müller und Dani Oertle (alle Zürich) für ihre Hinweise. Roger Staub (BAG) danke ich für die Bereitschaft, Auskunft über seine Tätigkeiten in den achtziger Jahren zu geben, Daniel Bruttin (Aids-Hilfe Schweiz), Milva Unternährer (Zürcher Aids-Hilfe) und Hans-Ulrich Marti (Archiv des BAG) gilt mein Dank für die freundliche Unterstützung bei den Archivrecherchen.

1 Staatsarchiv Zürich (im Folgenden StAZH), WII15 2001/041.2: Entwurf für eine Broschüre (16.2.1986): 3.  
2 Für eine Zusammenfassung der frühen Medienberichterstattung in den USA und den deutschsprachigen Ländern vgl. Eichberger 2003: 16–33.

zurückgeführt werden sollte. Vielmehr ist von einer komplexen Konstellation von Diskursen sowie (institutionellen, individuellen und medialen) Akteurinnen und Akteuren auszugehen, die sich gegenseitig konstituierten, verstärkten und deren Handeln – trotz aller Widersprüche, inhaltlicher und institutioneller Differenzen – letztlich ähnlich ausgerichtet war. Sie spielten in wesentlichen Punkten zusammen und trugen dadurch den beschriebenen Wandel, während sie in diesem Prozess zugleich selbst mehr oder weniger tief greifende Veränderungen erfuhren. Wenn ich im Folgenden verschiedene Akteurinnen und Akteure unter die Lupe nehme, so geschieht dies also dezidiert nicht in der Absicht, deren Eigenmächtigkeit gegenüber den strukturellen Bedingungen zu behaupten. Vielmehr wird deutlich, dass die meisten der beschriebenen Aktivitäten letztlich im Kontext grundlegender Veränderungen der Sozialpolitik zu situieren sind.

Für meine Argumentation beziehe ich mich auf verschiedene Quellenkorpora aus den achtziger und frühen neunziger Jahren. Erstens werte ich die Berichterstattung in der überregionalen Presse der deutschsprachigen Schweiz aus (vgl. dazu auch Bänziger 2005). Zweitens stütze ich mich, wo es nicht auf den schweizerischen Kontext ankommt oder auf Debatten in Deutschland eingegangen werden soll, teilweise auch auf deutsche Presseartikel. Darüber hinaus beziehe ich mich auf umfangreiche Archivrecherchen bei beteiligten Institutionen – Bundesamt für Gesundheit (BAG), Zürcher Aids-Hilfe (ZAH) und AHS – sowie auf ein Gespräch mit Roger Staub, der seit den frühen achtziger Jahren eine zentrale Rolle in den schweizerischen Aids-Programmen spielte und heute Leiter der Sektion Aids des BAG ist.

## 2 Die Situation zu Beginn der achtziger Jahre

Als in den frühen achtziger Jahren die ersten Meldungen über jenen Komplex von Symptomen und Krankheiten auftauchten, der später mit dem Akronym „AIDS“ bezeichnet werden sollte, waren Infektionskrankheiten in den „westlichen“ Ländern schon seit längerer Zeit kein Thema mehr gewesen, dem viel mediale Aufmerksamkeit geschenkt wurde (vgl. Tomes 1998). Gleichwohl konnten sowohl die behördlichen „Maßnahmen“ als auch die mediale Berichterstattung an altbekannte Vorstellungen anschließen, die offenbar keineswegs aus dem kulturellen Gedächtnis verschwunden waren. Der Rekurs auf tradierte Imagologien erlaubte es, das Ereignis „Aids“ einzuordnen und mit Sinn zu versehen (vgl. dazu Gilman 1991, Geiges 2005). Die Tatsache etwa, dass zunächst hauptsächlich Männer mit gleichgeschlechtlichen sexuellen Beziehungen zu den Betroffenen gezählt wurden, ermöglichte es, das Syndrom eng mit dem Konzept der „Geschlechtskrankheiten“ zu verknüpfen – ein Vorgang, der die Geschichte von Aids nachhaltig prägen sollte. Anstatt die sexuelle Übertragung lediglich als eine Möglichkeit unter anderen zu beschreiben, wurde die Problematik in der Folge fast ausschließlich aus diesem Blickwinkel wahrgenommen. Schlagworte wie „Homosexuellen-Seuche“ (Neue Zürcher Zeitung 1983) waren in den Medienberichten jener Zeit häufig zu finden.

Dass solche Bezugnahmen auf ältere Vorstellungen über „Seuchen“ nicht erstaunlich sind, zeigt auch die bereits in den siebziger Jahren von einzelnen (Presse-) Stimmen geäußerte Befürchtung, Infektionskrankheiten könnten auch in Westeuropa wieder zum Thema werden. So hatte etwa der „Spiegel“ 1975 in einer dramatisierenden Titelgeschichte argumentiert, dass man in Zukunft erneut damit zu rechnen haben werde: „Nur mit Wehmut erinnern sich

die Experten, daß Gonorrhöe [...] und Syphilis [...] vor zwei Jahrzehnten als besiegt galten“ (Der Spiegel 1975: 72). Der Artikel enthält gleich mehrere Argumentationsmuster, die sich auf tradierte Vorstellungen beziehen und in der Frühzeit der Berichterstattung über Aids eine zentrale Rolle spielen sollten. So wird Syphilis als Import aus den USA bezeichnet; sie „grassiert“, schreiben die VerfasserInnen, „vor allem unter Homosexuellen“ (ebd.: 74). Nonnen, so heißt es mit Bezug auf eine weitere traditionelle Gegenüberstellung, seien im Gegensatz zu Sexarbeiterinnen kaum gefährdet; letztere wiederum stellten im Vergleich mit der „Homosexualität“ eine „[s]eltene Ansteckungsquelle“ (ebd.: 78) dar. Auf solche Wahrnehmungsmuster konnten sich konservative und kirchliche Kreise stützen, wenn sie Aids als Folge der von ihnen scharf kritisierten „sexuellen Revolution“ beschrieben und die Familie und die eheliche „Treue“ als Gegenmodelle propagierten (vgl. dazu Bänziger 2010b; auch Schneider 1992: 22; Beule 1999: 89; Pulver 1999: 411).

Auch von Seiten der Behörden und anderen beteiligten Institutionen wurde am Anfang zumindest teilweise auf die erwähnten Vorstellungen über „Seuchen“ und „Geschlechtskrankheiten“ zurück gegriffen. So kommentierte beispielsweise der „Sonntags-Blick“ im November 1984 entsprechende Vorhaben in der Bundesrepublik Deutschland: „Laut einem Vorschlag des Gesundheitsministeriums soll der Geschlechtsverkehr von und mit Menschen mit AIDS-Verdacht gar strafrechtlich verfolgt werden. ‚Verdächtige‘ sollen ferner zu einer ärztlichen Untersuchung gezwungen werden können.“ (Moll 1984: 18) Auch in der Schweiz forderte 1985 der Arzt und Nationalrat Paul Günter eine zentrale Registrierung aller positiv auf HIV getesteten Personen und im Herbst desselben Jahres riet das BAG in einer Pressekonferenz „namentlich von einem häufigen Partnerwechsel“ (Tages-Anzeiger 1985) ab. Noch im Frühjahr 1987 beschloss die Regierung Bayerns eine ganze Reihe von „seuchenpolizeilichen“ Maßnahmen, die auf Zwang und Ausschluss beruhten (Der Spiegel 1987; Zürcher Aids-Hilfe 1988: 17). Diese Vorgehensweisen lassen sich im Anschluss an Michel Foucault mit den Schemata der „Lepra“ beziehungsweise der „Pest“ beschreiben. Erstere steht für Tendenzen, die Kranken vollständig aus der (städtischen) Gesellschaft auszuschließen, letztere für deren Disziplinierung und Überwachung (vgl. dazu Bänziger 2010b). Diese Konzepte stellten bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein den allgemeinen Rahmen für die unterschiedlichen Praktiken der „Seuchenbekämpfung“ dar.

Disziplinierend und repressiv war die Politik damals nicht nur im Umgang mit Aids. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Drogenproblematik – einer der zentralen sozial- und gesundheitspolitischen Debatten jener Zeit – waren die frühen achtziger Jahre von staatlichen Handlungsansätzen geprägt, die vor allem von der Angst um die „bürgerliche Ordnung“ geprägt waren. Mit dem schweizerischen Betäubungsmittelgesetz aus dem Jahr 1975, das den Konsum einer großen Zahl von berauschenden Stoffen verbot, erhielten die repressiven Ansätze eine weitreichende gesetzliche Grundlage. Auch wenn alternative Handlungsstrategien bereits zu jener Zeit diskutiert und innerhalb einzelner Institutionen auch angewandt wurden, kam es nicht vor der Mitte der achtziger Jahre zu einem wirklichen Paradigmenwechsel (Tanner 2000: 243 und 255 f.). Bezeichnend dafür ist unter anderem das Verbot, den Drogen Konsumierenden frische Spritzen abzugeben. Im Kanton Zürich blieb es bis 1986 bestehen, obwohl das Risiko einer HIV-Übertragung mittels mehrfach benutzter Spritzen bereits Jahre zuvor bekannt gewesen war (Vogler/Bänziger 1990: 85).